

Zeitschrift: Bericht über die Verhandlungen der Zürcherischen Schulsynode
Herausgeber: Zürcherische Schulsynode
Band: 72 (1905)

Artikel: Beilage VII : Gedenkrede zum hundertsten Todestage Friedrich Schillers
Autor: Moser, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-744123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gedenkrede

zum hundertsten Todestage Friedrich Schillers.

Von Heinrich Moser, Zürich.

Ausserordentliche Schulsynode in Zürich, den 8. Mai 1905.

Festlich gestimmte Versammlung!

Ein grosser Torso ist's, den heut' wir feiern,
Dem allzufrüh das grosse Leben brach;
Und unermesslich ist, was ungeschaffen
Er mit hinab zur Nacht des Todes trug!¹⁾

Kaum ein zweiter Dichter von der ragenden Grösse Schillers hat so früh über die geistige Elite seiner Nation hinaus den Weg ins breite Volk gefunden. Schon zu seinen Lebzeiten warf es sich ihm entgegen — stürmisch, ungestüm. Im Herbst 1801 wurde er im Leipziger Theater zur ersten Aufführung der „Jungfrau von Orleans“, die er sah, mit Pauken und Trompeten empfangen; und nach Beendigung der Vorstellung harrete das Volk vor der Freitreppe und jubelte ihm zu: „Es lebe Schiller, der grosse Mann“. Da sagte denn wohl sein bescheidenes altes Mütterchen, von dem grossen Glück halb verängstet: „Das sind nun freilich Ehren, wie sie sonst nur einem Prinzen gebracht werden!“ Gutes Mütterchen, du hast in deiner demütigen Besorgnis deinen Sohn zu kurz gemessen: weit grössere Ehren gehörten ihm als einem Prinzen, denn er war mehr — damals schon einer der Könige, deren Haupt ohne Krone, deren Reich aber auch ohne Grenzen ist.

Zwar als seine sterblichen Reste vor hundert Jahren in einem gemeinen Tannensarg und begleitet von dem ärmlichen, müde schwelenden Flackerlicht zweier Fackeln in Sturm und

¹⁾ Keller, Gottfried. Gedichte. I. Bd., S. 228. Prolog zur Schillerfeier in Bern 1859.

Regen durch die sternlosen Strassen Weimars getragen wurden, ohne schmückenden Kranz, eilig, „als brächte einen Frevel man zu Grab“, da folgte dem grossen Sohn, dem Liebling des deutschen Volkes, nur ein spärliches Geleite.

„ Ein Unbekannter nur,
von eines weiten Mantels kühnem Schwung umweht,
schritt dieser Bahre nach. Der Menschheit Genius war's. *)

Der freilich schreitet nur hinter der Bahre jener Grossen, in denen der Prometheusfunke, der menschliche Geist, über all' die ungezählten Myriaden der ruhm- und klanglos Dahinfallenden hinweg seine Unsterblichkeit manifestiert. Wir fühlen seinen Flügelschlag in dem allgemeinen und weihevollen Erinnern, das in diesem Augenblicke durch die ganze deutsche Kulturwelt geht, wie die millionenfach geschwellte Freude einer Mutter um ein Kind, das über alle andern hinaus die Seligkeit ihres Lebens ist.

Werfet Kränze! Nicht einem Toten gelten sie; einem Lebenden flechten wir sie um die Stirne, der, von ewiger Glorie umschwebt, zeitlos mit den Generationen schreitet.

Kein Totenmahl — lasst uns ein Siegesfest feiern!

Denn ein Sieger war er, ein stolzer, grosser, wie sie durch die Sagen und Epopöen der Recken aus schwertklirrenden, kampf-lauten Zeiten der Völkerjugend heraufschreiten.

Dem Sieg geht Kampf voraus. Kampf eines gewaltigen Geistes ist Überwindung seiner selbst, Martyrium am eigenen Ich, ist Entwicklung, Läuterung, Emporschreiten. Kampf um die Notdurft des Lebens, und heisses, unablässiges Ringen um die Erhaltung und Erhöhung der eigenen Persönlichkeit ist ganz besonders die Signatur des Lebensganges Friedrich Schillers. So aussergewöhnlich waren Mass und Tempo in dieser Aufwärtsbewegung, dass schon die Zeitgenossen etwas Dämonisches darin sahen und Goethe wohl sagen konnte: „Es war ein furchtbares Fortschreiten in ihm!“

Ihnen von dieser phänomenalen Entwicklung ein Bild zu geben, soll die Aufgabe dieser Stunde sein. Es kann sich dabei

*) Meyer, Konr. Ferd. Gedichte. 2. Auflage, Seite 5. (Schillers Bestattung).

nur um einen Alfresco-Umriss handeln; denn wer wollte sich vermessen, in einer so kurzen Spanne Zeit den Reichtum dieser grossangelegten Natur auch nur nach einer Richtung ausschöpfen zu wollen?

Eine Entwicklung von der Vehemenz der Schiller'schen hat zwei psychische Faktoren ihres Trägers zur Voraussetzung: frühe Klarheit über eingeborne Begabung und Kraft, und einen durch nichts zu brechenden Willen.

Beides besass Schiller in besonderem Grade. Klarheit über sich und ein starkes Wollen bestimmen schon seine Jünglingsjahre. Die Freunde aus der Jugendzeit wissen zu erzählen, dass mit der Übersiedlung des Karl-Eugen'schen Institutes aus der Solitude nach Stuttgart der junge Schiller fast plötzlich ein anderer geworden sei. Vorlang einsam, verschlossen, schüchtern und scheu-demütig, tritt er jetzt kühn und selbstbewusst auf. War er vordem zurückhaltend, ängstlich abwehrend, fährt er nun aus, spottend, neckend, mutwillig, wie einer, der sich plötzlich selbst gefunden hat und seiner Überlegenheit bewusst ist. Denen, die ihn nicht kannten, galt er jetzt als hochfahrend, und sein militärisch-aufrechter Gang, der ihn nie mehr verliess und später noch, in Weimar, Madame Staël frappierte, dass sie ihn für einen General hielt ¹⁾, bestärkte dieses Vorurteil noch.

„Sieh doch“, sagte einmal eine Mutter zu ihrem Sohne, den sie auf der Akademie besuchte, „der bildet sich wohl mehr ein, als der Herzog von Württemberg.“ Und die Frau wird so übel recht nicht gehabt haben. Der Herzog hatte ihm mit der rücksichtslosen Anmassung, in der er sich als Vater und Vorsehung seiner Zöglinge aufspielte, einen neuen,

¹⁾ Sie erzählte Goethe, wie sie in den Zimmern der Herzogin Schillers Bekanntschaft gemacht habe. „J'y entre, j'y vois un seul homme grand, maigre, pâle, mais dans une uniforme avec des épaulettes. Je le prends pour le commandant des forces du duc de Weimar, et je me sens pénétré de respect pour le général. . . Puis vient la duchesse et me présente mon que j'avais qualifié de général sous le nom de Mr. Schiller.“ Morgenblatt, Stuttgart 1855. Seite 659. Siehe auch: Biedermann, Goethes Gespräche, Band I, Seite 257.

verhassten Beruf zudiktirt. Aber inzwischen war Schiller sich des einen grossen Berufes bewusst geworden, des Berufes eines Dichters von Gottes Gnaden. Und den hatte er sich selbst gewählt und von niemand, von keinem König konnte er ihm mehr entrissen werden, geschweige von einem Herzog von Württemberg. Da mag er denn wohl manchmal innerlich sich aufgebäumt und über seinen Tyrannen erhoben haben, als ein Sklave, der freier war denn sein Herr.

Davon, dass seine Begabung weder auf das Lyrische noch Epische, sondern auf das Dramatische gehe, hatte er sich über der fast vierjährigen Arbeit an den „Räubern“ überzeugen können. Der Besuch der Vorstellung im Theater in Mannheim bestärkte ihn in dieser Erkenntnis. „Wenn Deutschland einmal einen dramatischen Dichter in mir finden sollte, so wird man die Epoche von diesem Besuche aus zählen müssen“, schrieb er damals von Stuttgart aus an Dalberg. Doch unverschleiert wird das Postulat im Kopfe des Dichters wohl positiver gelautes haben: „Deutschland wird in mir seinen dramatischen Dichter finden.“

Er durfte sich das Ziel so hoch stellen; denn er brachte neben der bereits glänzend dokumentierten dichterischen Begabung ein reiches väterliches Erbe mit, männliche Eigenschaften, ohne die ein Dramatiker schlechterdings undenkbar ist: leichte und jähe Entzündbarkeit in Liebe und Hass und damit verbunden einen streitbaren Zug, Freude an allem Starken, Treue gegen sich selbst, Entschlossenheit, schonungslose Selbstkritik und einen energisch drängenden Willen. Dazu kam mit den Jahren wachsende politische Einsicht und grosser historischer Blick, der ihm das tote wissenschaftliche Material der Historiker in buntes, leidenschaftlich erregtes Leben verwandelte; architektonischer Sinn für solide Struktur und guten Aufbau; theatralisches Schauen; eine bewundernswerte Sicherheit in der Bewegung der Massen; scharfer, unbeirrbarer Blick für das Erregende in der Menschennatur überhaupt und endlich die Glut und das stürmende Pathos eines leidenschaftlichen Temperamentes und unerschütterlicher Mannesmut.

Und über alledem waltet er als ein strenger Richter. An Selbstzucht und Kritik kann er sich schon auf der Akademie über seinem dramatischen Erstling nicht genug tun. Wir wissen, dass er ganze Szenen verwarf, neu aufbaute und abermals verwarf und dass Stellen, die in ihren scharfen, stürzenden dramatischen Akzenten wie hingeschleudert erscheinen, mit jedem ihrer Worte sorgsam auf die Wirkung abgewogen sind. Eine für diese Jugend geradezu beispiellose Fähigkeit der Selbstentäusserung verrät die grausame Kritik, in der er denn sein eigenes Werk in den Vorreden und dem „Repertorium“ zerzauste.¹⁾

Goethe nennt einmal Eckermann gegenüber²⁾ Schiller einen Meister im Streichen, der sich aber dabei zu viel getan, sodass er seine Schöpfungen nicht leicht habe aus der Hand geben können. Im letzten Heft der „Deutschen Rundschau“ weist Erich Schmidt (Berlin) an den noch erhaltenen Vorstudien zum Demetrius nach, wie Schiller die Fülle von Gesichtern und Motiven über der Eintiefung in den Stoff zu wecken wusste, sie dann aber wieder mit der weisen Zucht des Meisters zurückschnitt. Den Tod schon im Herzen, hat er noch die Kraft, seine eigenen Kinder zu erwürgen, eine Kraft, die dem Dramatiker mehr als jedem andern Künstler vonnöten ist. Sie floss auch ihm aus einem subtilen, künstlerischen Gewissen und einem bedachtsam überlegenden und überlegenen Verstand. Schon als Jüngling war Schiller durchaus nicht der einseitige, schwärmerische Phantast, als den ihn die Mythe kennt; vielmehr war sein Idealismus zeitlebens von einer gewissen Schlaueit und klugen Berechnung begleitet, wo es die Wahrung seiner innersten poetischen Interessen, seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit galt. Wie diplomatisch anstellig wusste er sich den in Rücksichten nach oben schielenden Dalberg während des zweiten Aufenthaltes in Mannheim in Distanz zu halten; wie planmässig konsequent hat er durch Vernichtung

¹⁾ Minor, J. Schiller. Sein Leben und seine Werke. I. Bd. S. 367 ff. und S. 509 ff.

²⁾ Eckermann, Joh. Peter. Gespräche mit Goethe. 5. April 1830.

aller Vorstudien sein Lebenswerk vor dem Schnobbern nachkommender Dichterhyänen zu bewahren verstanden. Das letztere allein schon ist so köstlich klug, dass man heute noch in der Freude darob sich die Hände wund reiben möchte.

Sein Sprung aus der Sklaverei in den Wirbelwind des grossen Lebens war auch wohlbedacht und durchaus kein Akt frivolen jugendlichen Leichtsinns. Er durfte ihn tun, nachdem er in seinem ehrlichen, jahrelangen Ringen mit Zweifel und Zuversicht, himmelhohem Jauchzen und dumpfer Zerknirschung Pfund und Kräfte redlich gegen einander abgewogen hatte. Aus diesen einsamen Stunden des Kampfes rettete er sich für den schweren Gang in das Ungewisse, Dunkle einen grossen, heiligen Glauben an sich und seinen Stern.

Ohne dies Glauben, ein die ganze Seele schwellendes Vertrauen auf sich selbst, ist kein dichterisches Emporsteigen möglich; denn in ihm einzig liegt die Gewähr für das, was einem schöpferischen Geiste das Notwendigste ist, um ausreifen zu können, die Treue gegen sich selbst. Er hat sie nie verleugnet, nie irgend einer Tagesströmung, einer Clique Konzessionen gemacht, nie Verrat geübt an seinem Dichterberufe, den er heilig hielt, wie eine edle Priesterseele den Altardienst. Arbeiten, von denen er keine Förderung sah, konnte er schleudernd abtun, aber im Dienste der göttlichen Muse war er nie leichtfertig. Mit keinem Schritte wird er sich untreu, in allen Bitternissen und Demütigungen nicht; da der hässige Wolf, der Hunger, an ihm zehrte in seinen Frankfurter Tagen, den leidvollsten, grausamsten seines Lebens, so wenig als auf der Höhe seines Ruhmes. Und seinen besten Freunden, mit denen er in Geistesgemeinschaft lebt, seinem Körner und später Goethe gegenüber bleibt er immer sich selbst treu und seiner hehren Mission. Auch da, wo er auf dem steilen und steinigen Passionsweg seines Lebens noch lange ausbiegt, geschieht es nur, um nachher in erhöhter Freude über den mit Wissen eng bepackten Reisesack und erfrischt in einem Jungbad neuer drängender Vorstellungen mit gesteigerter Lust zu seinem Lebensberuf, zur Dichtkunst,

zurückzukehren. „So hoch er auch später Goethe schätzte und ihn um seiner ruhigen und hoheitsvollen Naivität willen bewunderte, ein Etwas lebte und wirkte ununterdrückbar in Schiller, dessen Berechtigung er auch Goethes Eigentümlichkeit gegenüber aufrecht erhält.“¹⁾ Mit einem Wort: allen Einflüssen zum Trotz besteht er auf seiner Persönlichkeit.

Nachdem er sich einmal das höchste Ziel gesetzt, spannte er, es zu erreichen, alle Kräfte an. Die Höhe seines Lebens ist zehnjähriger Kampf gegen Krankheit; doch mit dem starren Willen eines Feldherrn, der dem Schicksal gegen alle Widerpenstigkeit den Sieg abtrotzt, erzwingt er sich immer wieder die Kraft zum Aufschwung auf seiner Bahn.

Ein bewunderungswürdiges, heroisches Ringen.

Mit dessen Martyrium steht Schiller im Gedenken des Volkes vielleicht so stark wie mit dem emporreissenden Idealismus seiner Dichtung. Und wenn er mit diesem die Herzen von Millionen begeisterte, sie auf Stunden der Sonne zutrug oder gar ihr ganzes Leben bestimmen half, so hat er sicher durch den Heroismus, mit dem er, alle Leiden überwindend, das Höchste schuf, auf die Nachwelt einen unberechenbaren, ethischen Einfluss geübt, vor allem auf die Jugend.

Auch die psychischen Schmerzen — Unterschätzung, Verkanntsein, die grossen Enttäuschungen — die ihm wahrlich nicht erspart blieben, ertrug er mit edlem Mannesmut. Auf die Annahme des umgearbeiteten „Fiesko“ durch Dalberg hatte er alle Hoffnung gesetzt, über die nagenden Sorgen des Exils hinwegzukommen. Da erhält er das Manuskript zum zweiten Mal zurück ohne ein Wort der Begründung für die Ablehnung. Kein Laut, kein Vorwurf geht über seine Lippen.²⁾ Das ist Grösse.

Mit der Vollendung des „Don Carlos“ legte Schiller seine wilde, stürmische Jugend ab; im dyonisischen Jubel auf die

¹⁾ Hettner, Herm. Geschichte der deutschen Litteratur des XVIII. Jahrh. III. Buch, 2. Abteilg., Seite 196.

²⁾ Minor, J. Schiller. Sein Leben und seine Werke. I. Band, Seite 367 ff. und Seite 509 ff.

Freude scheint sie auszuklingen. Und damit wird ihm der Dresdner Kreis zu eng. Er siedelt nach Weimar über; denn es verlangt ihn nach dem Umgang mit den Grossen, deren Ruhm damals die deutschen Lande erfüllte. Von dem feierlichen Dreigestirn öffnen ihm zwei, Wieland und Herder, die Türen, aber noch nicht so ganz die Herzen — Goethe bleibt noch unnahbar. Eine bittere Enttäuschung! Sie quälte ihn; doch in berechtigtem Selbstbewusstsein trägt er sich nicht an. Klarblickend versteht er wohl, dass von den dreien jeder sich reich genug fühlt, um mit seinem Besten Einsamkeitsmensch sein zu dürfen. Er schlägt zwar Wieland und Herder gegenüber seinen Geist höher an als bisher, aber an Goethe gemessen, erkennt er seine Armut. Und wenn er früher schon Körner versichert hatte, dass Herz und Kopf sich zu dem herkulischen Gelübde vereinigt hätten, um die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziel von vorne anzufangen, so spricht er sich nun gegen Huber noch präziser und entschlossener aus:

„Ich habe viel Arbeit vor mir, um zu meinem Ziele
 „zu gelangen; aber ich scheue sie nicht mehr. Mich dahin
 „zu führen, soll kein Weg zu ausserordentlich, zu seltsam
 „sein. Überlege nur, mein Lieber, ob es nicht unbegreiflich
 „lächerlich wäre, aus einer feigen Furcht vor dem Ungewöhn-
 „lichen und einer verzagten Unentschlossenheit sich um den
 „höchsten Genuss eines denkenden Geistes, Grösse, Hervor-
 „ragung, Einfluss auf die Welt und Unsterblichkeit des
 „Namens zu bringen?“

In diesen Worten tiefster Einsicht und Selbstschau, wie sie so dastehen, ohne alle Renommisterei, weil sie nachmals durch die titanische Arbeit sanktioniert wurden, liegt der Schlüssel zum Verständnis des unheimlichen, lebenverzehrenden Ringens und Kämpfens Schillers um Emporkommen, Reife und Vollendung. Er sieht ein, dass angebornes Talent und alle männlichen Tugenden zum grossen Dramatiker noch nicht ausreichen. Welt und Menschen, das ewig alte und ewig neue Wechselspiel des Lebens muss er erfassen und die innere,

drängende Welt der Gedanken bis zur völligen Überlegenheit sich steigern lassen, um künftig aus dem Vollen schöpfen zu können. Seine Jugendwerke waren wohl lebendige Zeugen eines ausserordentlichen Talentes, nicht zugleich aber einer tiefern Bildung und einer daraus resultierenden, abgeklärten, grossen Weltanschauung.

Mit wie reicher Gunst hatte das Schicksal Goethe überschüttet, dass er das Leben in seinen Höhen und Tiefen erkennen lerne. Schon als Sohn einer der herrschenden Familien der reichen Stadt Frankfurt und hernach in seinen fröhlichen, übermütigen Studentenjahren schlugen sich alle Türen vor ihm auf, und auf seinen Reisen nach der Schweiz, nach Italien, dem Heimwehland aller Schönheitsdurstigen, auf dem ereignisreichen Feldzug über den Rhein, der zuversichtsvoll unternommen und wild und wirr endigte, und endlich in seiner Stellung als langjähriger Minister eines deutschen Staates quoll und schwoll das Leben mit hundertfachem Wellenschlag an ihn heran. Wie karg hatte dagegen das Geschick Schiller bedacht. In der Niederung geboren, an eine kleinliche Heimat gefesselt, vor seiner Übersiedlung nach Weimar von Enge zu Enge geworfen, konnte er nie so recht mit dem breiten, reichströmenden Leben schwimmen, das dem Dramatiker die Anschauung geben muss, ganz abgesehen davon, dass seine Geistesrichtung nach innen ging.

Da greift er denn entschlossen zur Geschichte, dass sie ihm an Lebens- und Menschenkenntnis ersetze, was ihm die Wirklichkeit verweigerte.

Nun ist zwar die menschliche Psyche in ihren Grundlinien zu allen Zeiten dieselbe gewesen — und dennoch wird das Studium der Geschichte dem Dramatiker die Bewegtheit, den Reichtum des aktuellen Lebens in der Differenzierung, den Nüancen, nie ganz ersetzen können, weil selbst der Hellschauendste von der Vergangenheit immer nur ein unvollständiges Bild gewinnen kann. Das wird bald heller, bald dunkler, aber immer subjektiv gefärbt sein. Und weil die direkte Anschauung des Mitlebens fehlt, wird das Bild auch

stets mehr oder weniger aus Reflexion und Abstraktion herauswachsen.

Doch gerade damit kam diese Disziplin der Schiller'schen Geistesrichtung entgegen. Im Studium des grossen Schicksalsanges der Völker ging Schiller eine neue Welt auf und namentlich ob dem Eindringen in die Schriften der psychologisch scharfsichtigen grossen Franzosen, denen ja auch unser schillerverwandter Conrad Ferd. Meyer laut eigenem Bekenntnis viel zu verdanken hatte.¹⁾ Sein Geist füllte sich zusehends, sein inneres Schauen wurde heller. „Ich wollte, dass ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte“, schreibt er an Körner²⁾ und fügt mit ängstlichem Zweifel hinzu: „Meinst du, dass ich es noch werde nachholen können?“

Er hat es nachgeholt. Seine beiden Geschichtswerke mögen durch neue Forschungen auf Grund blossgedeckter Quellen, die für Schiller noch verschüttet lagen, stofflich manche Korrektur erfahren haben; aber die Kraft und Prägnanz des Ausdruckes, der Ernst der Überzeugung, vor allem die lebendige Frische, mit der die Vergangenheit aus diesen Geschichtsbüchern vor unsern Augen herauflebt, ist unberührt geblieben. Über die jämmerliche Geschichtsklitterung seiner Zeit springt er hinweg und schafft aus einem eminent produktiven Geist heraus, der neue Wege zeigen muss, der historischen Forschung eine andere Methode. Sie ist heute durch die Methode, nur die Tatsachen sprechen zu lassen, überholt; doch ist nicht zu verkennen, dass sie Impulse gab und als Durchgangsstadium zur heutigen Art der Historien-schreibung wichtig und notwendig war. Diese Studien befruchteten Schillers Geist mächtig, untergruben aber auch seine Gesundheit; pflegte er doch in jener Zeit täglich vierzehn Stunden zu arbeiten.

Ein Zweites war für Schiller ebenso wichtig; das Eindringen in die Kant'sche Philosophie, die damals alle gebil-

¹⁾ Frey, Adolf. Conrad Ferd. Meyer, sein Leben und seine Werke, Seite 74 f. u. a. and. Stellen.

²⁾ Schillers Briefwechsel mit Körner, Berlin 1847. I. Teil, 15. April 1786.

deten Kreise Deutschlands beherrschte. Trotz vieler Ermunterung von Seite Körners hatte er den monumentalen Gedankenbau des Königsberger Philosophen bisher umgangen. Er mochte fürchten, bei seiner Art, Angefangenes nicht liegen zu lassen, bis er es ganz in sich aufgenommen, von einem so tiefschöpfenden Geiste wie Kant allzulange absorbiert zu werden. Da schlägt ihn 1791 eine schwere Krankheit nieder und in dieser Zeit unfreiwilliger Musse bohrt er sich in die „Kritik der Urteilskraft“ ein. „Von dem neuen, lichtvollen Inhalt“ fühlt er sich bald hingerissen und da ihn die hochherzige Schenkung des Erbprinzen von Augustenburg auf drei Jahre aller Not enthebt, so gibt er sich nun mit ganzer Inbrunst dem Studium des genialen Kant'schen Systems hin.

Doch auch hier ist er nicht bloss Empfangender. Er baut aus sich selbst heraus weiter. Es dokumentiert ganz seine angeborne Kampffreudigkeit, wenn er das Wort „Bestimme dich aus dir selbst“ als Fundamentalsatz der Kant'schen Philosophie auffasst und nun gegen den Meister selbst ausspielt zur Ergänzung des Schönheitsbegriffes desselben. Es gebe nicht nur eine Wirkung der Schönheit auf das Subjekt, sondern eben diese grosse Idee der Selbstbestimmung strahle uns aus gewissen Erscheinungen der Natur zurück, und dieses nennen wir Schönheit. Nicht als ob Zweckmässigkeit und Regelmässigkeit trotz der Freiheit in der Erscheinung mit dem schönen Produkt unverträglich wären — dasselbe dort und muss sogar regelmässig sein; aber es muss regelfrei erscheinen. Schiller gab diesem Begriff mancherlei Bezeichnungen, oft von einschlagender Prägung: innere Notwendigkeit der Form, durch sich selbst gebändigte Kraft, Beschränkung in der Kraft u. s. w., Definitionen des Schönheitsbegriffes, man sieht es gleich, die nur ein selbst produktiv Gestaltender geben konnte.

Es ist ein Drittes, ebenfalls Gewaltiges, was ihn in Dresden gefangen nimmt: die Antike. Wie hätte ein Schiller achtlos an ihr vorübergehen können in den Tagen, da sie durch den feinen Geist Winkelmanns eine zweite Renaissance

erlebte? Das Glück reicher direkter Anschauung griechischer Plastik, wie Goethe es in Italien genoss, blieb Schiller freilich fast ganz versagt. Er kannte sie zumeist nur aus Gipsabgüssen, und dennoch berauschte sie ihn, erst im Antikensaal zu Mannheim, dann in den Sammlungen Dresdens. Während seines Rudolstädter Aufenthaltes (1788) vertiefte er sich mit den Schwestern Lengefeldt in Homer und die Tragiker. Hier auch muss er sich mit dem Gips der Übersetzung begnügen und dennoch: das griechische Drama nimmt so den ganzen Menschen in ihm gefangen, dass er sich vornimmt, in den nächsten zwei Jahren keinen modernen Schriftsteller mehr zu lesen und sich feierlich das Wort gibt, sich in keine dramatische Ausarbeitung einzulassen, bis er der griechischen Tragödie durchaus mächtig sei und an ihr seine dunklen Ahnungen von Regel und Kunst in klare Begriffe verwandelt habe.¹⁾ „Agamemnon“ nennt er eine der herrlichsten Schöpfungen, die je einem Dichterkopf entsprungen. Dass ihn „Oedypus“ bis ins Innerste fasste und erschütterte, darf am Dramatiker Schiller nicht wunder nehmen. Steht doch dies Meisterwerk schon rein nach der technischen Seite hin mit seiner Dynamik, die in einem grossartigen Parallelismus die Handlung der dräuenden Katastrophe entgegenwirft und zugleich die frevelerfüllte Vergangenheit mit dämonischer Wucht rückwärts aufrollt, in der ganzen Weltliteratur ohne Beispiel da.

An den Griechen springt Schiller von Shakespeare ab, seinem ersten dramatischen Vorbild; an ihnen lernt er Reinheit und Strenge des Stils, edle Einfachheit und Hoheit. Die Briefe über die „ästhetische Erziehung des Menschen“ geben beredtes Zeugnis von der künstlerischen Läuterung des Dichters an der Antike. In Leben setzte er das Gewonnene um vor allem in der „Braut von Messina“. Aber schon im folgenden Drama geht er über sie hinaus, verwirft ihre herbe Strenge, nur die Einfachheit bleibt. Der „Tell“ ist der erste Schritt zu dem neuen dramatischen Stil, den er sich selbst schaffen will.

¹⁾ Schillers Briefwechsel mit Körner. II. Teil. Seite 273.

Goethe hat es noch in seinem hohen Alter bedauert,¹⁾ dass Schiller der Geschichte und der Philosophie so viele Jahre seines Lebens geopfert habe. Er vergass, dass für seinen grossen Zwillingsbruder in der Dichtung die gründliche Bewältigung dieser beiden Disziplinen ebenso eine vom Naturell geforderte Notwendigkeit war, wie für ihn selbst das Studium der Naturwissenschaften. „Schiller wäre niemals dieser volle und grosse Dichter geworden, hätte er diese schweren und langen und nach der Natur seines Geistes unerlässlichen Bildungskämpfe nicht ganz ausgekämpft.“²⁾ Und dann wollen wir nicht vergessen, dass wir ohne diese grabende Beschäftigung mit Kant jene wunderbaren philosophischen Gedichte nicht hätten, in denen er uns die erhabensten Gedanken über Welt und Menschheit, ihr Werden, ihre Wechselbeziehung und ihr letztes grosses Ziel, ihre Vollen- dung in prachtvoller Bildlichkeit nahe zu rücken weiss. Ich nenne nur den „Spaziergang“, in dem er der Menschheit Werde- gang durch Jahrtausende herauf erhellt und den er selbst eine seiner gedankentiefsten und formvollendetsten Dichtungen nannte; ferner „Die Ideale“, „Ideal und Leben“, „Die Götter Griechenlands“, Schöpfungen, die zum Erhabendsten gehören, was kühner Menscheng Geist je von seinem Hochflug auf die Gipfel als Ernte heimgetragen hat. Aus ihnen heraus über- rieseln uns heilige Schauer der Ahnung des Überirdischen, Ewigen.

Fast zehn Jahre baute Schiller so an seinem Geiste. Die ungeheure Arbeit war nichts anderes als Erziehung zur höchsten geistigen Freiheit. An ihr läuterte er sich empor zu jener Stufe des Menschentums, auf der der Geist frei über den Dingen steht, dass alles Kleinliche, Alltägliche, die lebensgraue Prosa, das Gemeine, alles, was niederdrückt, in die Tiefe versinkt. Von dieser höchsten Warte aus betrachtet er von nun an die Dinge, ihren Wert an der Erkenntnis

¹⁾ Eckermanns Gespräche mit Goethe, 23. Juli 1827, u. a. a. O.

²⁾ Herm. Hettner. Geschichte d. deutsch. Lit. d. XVIII. Jahrh. III. Buch, 2. Abteilg., Seite 153.

messend, dass alles in der Welt seinen langsamen, ewigen und natürlichen Gang geht.

Doch da er die Früchte seines heroischen Ringens um eine grosse Weltanschauung ernten gehen will, tritt der Genius des Todes an ihn heran und löscht die Fackel. — Das ist das Tragische dieses stillen und doch so starken Heldentums.

Höchste geistige Freiheit!

Schon der Vater hatte den Hass gegen das Vorurteil, den Eigennutz und die stolze Herrschsucht der Pfaffen¹⁾ in dem heissschlagenden Knabenherzen geweckt, wenn er ihm in den Hallen der Benediktinerabtei Lorch von Kampf und Not und Untergang des hochherzigen Kaisergeschlechtes der Hohenstaufen erzählte, das dort begraben liegt.

Und die Liebe zur Freiheit wuchs unter dem unwürdigen Zwang auf der Solitude in Stuttgart — sie wurde sein Lebensatem. Sein erstes Drama ist der Aufschrei eines jungen, edlen, stürmischen Menschen, der die Schmach der Vergewaltigung durch einen eigensinnigen und brutalen fürstlichen Erzieher nicht nur an seiner Seele, sondern selbst am Leibe erfahren hatte. Wie mochte sich in ihm das Innerste aufgebäumt haben, wenn er um kleinen Fehlers willen in der Erziehungsanstalt seines famosen Landesherrn mit Weidenruten gezüchtigt wurde — er, der später einem Freunde auf eine empfangene Beleidigung sagen konnte: „Ich bin ein Jüngling von feinerem Stoffe als viele andere.“²⁾

Sein ganzes Lebenswerk ist ein Freiheitsgesang. Aber mutet es nicht wie eine Offenbarung von stillem vorbedachtem Walten des Schicksals an, dass ihm und keinem andern vergönnt war, den Aufgang zur höchsten Höhe seines poetischen Schaffens mit dem Lied auf Wilhelm Tell abzuschliessen und damit dem typischsten aller Freiheitshelden durch seine Kunst ewiges Leben zu geben? Immer wollen wir es preisen, dass ein gütiges Geschick den grössten deutschen Dramatiker unsern nationalsten Stoff, die Fabel von

¹⁾ Minor a. a. O. Bd. I., Seite 26.

²⁾ Minor a. a. O. Bd. I., Seite 159. Im Absagebrief an Boigeol.

Tell und der Befreiung der Waldstätte, aufgreifen liess, damit er ihn für alle Zeiten zum Hohelied der Freiheit mache, der Freiheit, die unseres Volkes Lebensluft ist und von jeher aller Tüchtigen und Starken Sehnsucht war.

Haben wir es dem Dichter auch gedankt?

Heute, an der Jahrhundertfeier seines Todes darf diese Frage wohl aufgeworfen werden. Und da müssen wir denn schon bekennen, dass Schillers Hymnus auf die Geburt der Schweizerfreiheit nur langsam ins Schweizervolk drang. Die hochmütigen Herrengeschlechter, die zu Anfang des XIX. Jahrhunderts noch unser Land regierten, fanden eine Popularisierung von Schillers Tell nicht in ihrem Interesse.

Wie anders heute!

Wenn dir, hoher Sänger, auch zu deiner Zeit kein schweizerisches Ehrenbürgerrecht zu teil wurde, du hast heute Heimatrecht in jedem Schweizerherzen erworben. Und morgen geben wir dein Lied, das uns ein heilig Lied ist, der deutschschweizerischen Jugend in einer Auflage zum Geschenk, wie sie wohl niemals ein Dichterwerk erlebt hat.

Und wie dankten es dir die zwei Reichsten unserer Nation, unsere beiden Dichter Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller? Der eine tat es mit seiner ganzen Persönlichkeit. Dir zwar am wesenverwandtesten unter allen nachgeborenen Dichtergenien, ging er doch, gleich dir, seine eigenen Wege. Und seine Natur war rein, wie die deine. — Der andere, Goethe verwandter als dir, hat mit manchem edlen schönheitsseligen Wort deinen Namen gepriesen, besonders im „Grünen Heinrich“¹⁾ und in seinem weihevollen Lied zur Schillerfeier von 1859²⁾. Und an anderm Ort³⁾, indem er seinem Volke weitausschauend einen lichtvollen grossen Plan entwarf für die Errichtung einer festlichen Schule zur Erziehung zur Schönheit in deinem Sinne.

¹⁾ Keller Gottfr. Der grüne Heinrich. I. Aufl., Bd. I, S. 115f und Bd. II, S. 342 ff. II. Ausg. Band I, S. 24 f. und Band II, S. 358 ff.

²⁾ Siehe oben. Seite 187.

³⁾ Bächtold, Jak. G. Kellers nachgelassene Schriften und Dichtungen. „Am Mythenstein“. Seite 34 ff.

Diese Rückschau soll nicht eitles Selbstlob sein, nein! Wir fühlen es wohl, dass auch für unsere Dankespflicht gegenüber dir das Wort gilt: genug ist nicht genug. Aber ich meine, das Schweizervolk darf heute deinen Ehrentag mit freiem und offenem Angesicht begehen; denn es bringt dir entgegen, was eines Dichters süssester Lohn ist, die allgemeine und unwandelbare Freude an deinem Lied.

Ja wir wissen: Dein Andenken wird leben unter uns, so lange es eine freie Schweiz gibt. Und sollte sie dermal-
einst ihre Bestimmung erfüllt haben und in andern grössern Formen aufgegangen sein; sie bliebe doch in der Erinnerung der Menschheit durch dein ewig Lied. Sie und dein Tell können nicht untergehn:

Erzählen wird man von dem Säng'er Tells,
So lang die Berge stehn auf ihrem Grund.

Möchte sich an unserm Volke mit deinem Lied vorerst erfüllen, was Gottfried Keller ihm prophezeite: dass es für uns eine hohe Schule wahrer Schönheit werde, wie wir sie brauchen. —

Der Schönheit, wie sie Friedrich Schiller lehrt,
Die süß und einfach da am liebsten wohnt,
Wo edle Sitte sie dem Reiz vermählt
Und der Gedanken strenge Zucht gedeiht!
Der Schönheit, die das Leben tief im Kern ergreift
Und in ein Feuer taucht, d'raus es geläutert
In unbeirrter Freude Glanz hervorbricht,
Befreit vom Zufall, einig in sich selbst —
Und klar hinwandelnd wie des Himmels Sterne!¹⁾

Doch unser weltkluger Meister Gottfried wollte sein Wort nicht chauvinistisch verstanden wissen und so mögen wir uns denn allzeit vor Augen halten, dass Friedr. Schiller im Tell wie in allen seinen Dichtungen das Individuelle, das heisst hier die Befreiungstat eines Einzelnen und die eines ganzen Volkes zum Typischen erhob, wie er überall im Endlichen das Ewige suchte. Der heisse Trieb nach Freiheit, der persönlichen individuellen, wie der allgemeinen staatlichen

¹⁾ Siehe oben. Seite 187.

ist dem Menschen eingeboren, aber ebenso der Hang zur Herrschsucht, zur Vergewaltigung. „Jeder Winkel in der Welt hat seinen Tyrannen“, sagt Maxim Gorki. Darum wird Kampf um Freiheit, um Selbstbestimmung sein, so lange Menschen auf diesem Sterne wandeln. Aber wo immer in der Welt zwei Hände ineinander schlagen zu Schutz und Trutz gegen Unterjochung, da schwebt der Geist Schillers über den Sendlingen der Freiheit, da ist heiliger Boden, da ist ein neues Rütli! Und wo immer in der Welt ein Starker, Edler sich knirschend aufbäumt, sein Bestes, seine Persönlichkeit, gegen einen Bedränger zu verteidigen, da blitzt ein Funke des Schillerschen Tellingestes auf.

So ist das hohe Lied vom Tell nicht nur des schweizerischen, sondern eines jeden Freiheitskampfes heiliges Symbol; denn es wird wohl wahr sein, was Gottfried Keller einmal in Beziehung hierauf sagt: „Die Sache der Freiheit ist diejenige der ganzen Menschheit.“¹⁾

Wir lieben die Gestalten unserer Vorzeit, wie sie wacker, treu und gerecht und heldenstark in deinem „Tell“ aus der dunkeln Vergangenheit zu uns heraufschreiten; aber wir lieben sie nicht nur um ihrer selbst willen und weil es unserm Patriotismus schmeichelt, sondern nicht minder, weil sie der Abglanz der edlen hoheitsvollen Dichterseele selbst sind, die sie schuf. Wie die Männer im Rütli, wie ein Tell, stehst du im Angedenken der nachgeborenen Geschlechter als ein Starker, Freier. War Goethe, der Mann mit der weichern, feintastenden sinnlichen Seele, der Dichter der Frauen, so verehren wir in dir den Verherrlicher edler Männlichkeit. Kampfstark und willenshart, wie du selbst warst, voll Mannesmut, als Tatmenschen, die das Leben nicht feig bejammern, sondern es sich erobern wollen, so schreiten deine Helden durch deine Dichtung. Wie dich über Krankheit und Not hinaus, so stachelt auch sie ein unbezähmbarer Wille über alle Hemmnisse weg grossen Zielen entgegen.

Wir verehren in dir den begnadeten Künstler, der

¹⁾ Keller, Gottfr. Der grüne Heinrich. Bd. I (erste Aufl.), Seite 114.

seiner Sprache seltenen Glanz und eine nie gekannte Kraft, seinen Versen Schwung, Biegsamkeit und Schmelz, seiner Diktion rauschende Pracht und bezwingende Gewalt, allem, was er schuf, einen Guss und lichtvollen klaren Aufbau gab; dem auf der Höhe seines Schaffens reifer, satter Gehalt unbeirrbar mit edler Form sich zu idealer Schönheit einte, dass seine Dichtergebilde wie vom Äther getragen scheinen.

Wir verehren in dir aber auch den Menschen mit dem edlen grossen Herzen, der sich aus allen wilden Stürmen einer ungeregelten führerlosen Jugend den Adel der Seele bewahrte. Die Mutlosigkeit überfiel zu Zeiten auch dich, aber grämliche Resignation ist nicht der Grundton deiner Dichtung, vielmehr der Mut zum Leben, ein Vertrauen auf das Gute in der Menschenbrust und dessen endlichen Sieg, ein unerschütterliches Glauben an der Menschheit guten Stern, das Ideal. Den Frieden, der aus der Versöhnung der Wirklichkeit mit der idealen Welt fliesst, konnte dein ewig strebender, ewig ausschauend emporgreifender Geist nicht finden; dennoch steht dein Bild klarer und geschlossener in unserer Seele als das irgend eines andern Dichters, weil jedes deiner Werke den ganzen Künstler und zugleich den ganzen Menschen in sich trägt.

Mögen die klugen Spitterrichter immerhin nach dieser oder jener schwachen Stelle deines hohen Lebenswerkes deuten, das soll unserer Liebe zu dir keinen Abbruch tun. Wir wissen gut genug, dass ihnen zumeist mangelt, was deines Wesens herzbezwingender Zauber ist, die grosse Persönlichkeit. Sie steht hinter jedem deiner Worte; der Unterrichtete kennt sie, das Volk ahnt sie. Darum führst du mit deiner Kunst alle, und wärs nur auf Augenblicke oder Stunden, den Gottesweg zu jenen lichtumflossenen Höhen, in die der Wirklichkeit raue Faust nicht mehr hinaufgreift; darum gabst du Millionen Hoffnung, Trost, Beseeligung, weil aus deiner Dichtung eine edle, selbstlose, mutige und freie Seele voll Menschenliebe und Schönheitsdurst spricht. Du heissest uns, von sonnigen Gipfeln aus die Welt gross an-

schauen und das Grosse lieben; du lehrst uns, dass die Tragik des vorauseilenden, ewig fragenden und in seinem Hunger nie gestillten Menschengenies nur in der Schönheit sich versöhnen lässt.

* *

Als ein Apostel der Freiheit, ein Hohepriester der Schönheit, ein Wegweiser zu den unveräusserlichen Gütern der Menschheit, den Idealen, wirst du kommenden Geschlechtern sein, was du ein Jahrhundert lang warst: der Jugend ein begeisternder Führer, und zugleich mit weisem Wort denen ein Freund, die am Leben gereift sind. Denn auch du bist einer der Grossen, die ein gütig waltendes Geschick bestimmte, der Menschheit Feuersäulen vorauf zu tragen.

Hoher Schatten, der du jetzt von den goldenen Brücken Elysiums herabschauen magst, wir grüssen dich, das Haupt in Ehrfurcht geneigt und das Herz voll unaussprechlicher Dankbarkeit.
